

Franz-Josef Körner, geboren 1958 in Bamberg, studierte Englisch und Sport in Würzburg und Austin/Texas und unterrichtet heute als Gymnasiallehrer in Kaufbeuren. Seit 1996 wohnt er mit seiner Familie in Marktoberdorf.

FRANZ-JOSEF KÖRNER

Der Teufel von Bamberg

EIN KRIMI AUS DEM MITTELALTER

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig. Auf Seite 320 findet sich ein Glossar.

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotive: photocase.com/NickDaVinci,
shutterstock.com/ilolab
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Jutta Schneider
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-654-4
Ein Krimi aus dem Mittelalter
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*Und er griff den Drachen, die alte Schlange,
das ist der Teufel und Satan,
und band ihn tausend Jahre und warf ihn in den Abgrund
und verschloss ihn und tat ein Siegel oben darauf,
dass er nicht mehr verführen sollte die Völker,
bis dass vollendet würden die tausend Jahre.
Danach muss er los werden eine kleine Zeit ...
Und wenn die tausend Jahre vollendet sind,
wird der Satan los werden aus seinem Gefängnis
und wird ausgehen,
zu verführen die Völker an den vier Enden der Erde ...
Und der Teufel, der sie verführte,
ward geworfen in den Pfuhl von Feuer und Schwefel,
da auch das Tier und der falsche Prophet war,
und werden gequälet werden Tag und Nacht
von Ewigkeit zu Ewigkeit.
Offenbarung des Johannes 12/9*

Dramatis Personae

*Lupold von Worms** – Kanzler des ermordeten Königs Philipp
Martha – Baderin und Haushälterin Lupolds
*Eckbert von Andechs-Meranien** – Bischof von Bamberg
Tankred – Kaplan
*Hermann von Thüringen** – Landgraf von Thüringen
*Poppo von Andechs-Meranien** – Bamberger Dompropst
Bruder Cornelius – Leiter des Hospizes im Kloster Sankt Michael
Bruder Bartholomäus – Prior des Klosters Sankt Michael
Bruder Cyrillus – Benediktinermönch
Bruder Michael – Benediktinermönch
Bruder Benedikt – Zisterziensermönch

Balthasar – Bamberger Dombaumeister
Laurinda – Balthasars Tochter
Florian – Laurindas Bruder
Meinrad – Bamberger Kaufmann
Adelheid – Meinrads Schwester
Elisabeth – Meinrads Schwester
Gunther – Kaufmannsknecht
Ludwig – Wachposten
Wolfram – Wachposten
*Nikolaus von Köln** – Anführer der Pueri
Ludger – Bamberger Scharfrichter
Scipio – Päpstlicher Präfekt und Kardinaldiakon
Rubio – Scipios Sekretär
Thomas – französischer Dombaumeister

Historisch belegte Personen sind mit einem * gekennzeichnet.

Prolog

Bamberg, April anno 1212

Der Ostchor der Domruine ragte als wuchtiger schwarzer Schatten in die Höhe. Der Wind jagte Wolkengespenster über den Nachthimmel und heulte in den Fensteröffnungen, wie ein wütendes, gefangenes Tier. Für einen Augenblick riss die dahinfliegende Wolkendecke auf, und der Vollmond warf sein Licht über die Brandruine, streifte flüchtig eine Gestalt bei der Bischofspfalz und erlosch wieder.

Die Frau, die einen erdfarbenen Umhang über ihr goldgelbes Dirnengewand geworfen hatte, trat aus dem Schatten der Burgmauer und lief zielstrebig über den Platz. Eine Erinnerung blitzte beim Anblick der brandgeschwärzten, wie abgeschnitten wirkenden Turmrechtecke auf, die das Provisorium der Apsis flankierten – sie wirkten wie die geteerten Armstümpfe des Kreuzritters, der vor Kurzem ihre Dienste in Anspruch genommen hatte.

»Fass mir an den Beutel«, hatte er anzüglich gegrinst, »meine Arme und Hände hat vor Jerusalem ein muselmanisches Krumschwert abgesäbelt, und jetzt kann ich mir nicht mal mehr selbst den Arsch abwischen.« Natürlich hatte sie ihm zuallererst an den Geldbeutel gefasst und mit spitzen Fingern die einsame, in ein Viertel gehackte Silbermünze herausgefischt.

Die Wächter standen, auf ihre Piken gestützt, links und rechts neben dem Eingang, dem gegenwärtig einzigen Weg ins Innere der Apsis, die mit ihren verkohlten Mauern und den in die Mauerlücken genagelten Brettern eher nach einer größeren Scheune als nach einer Kirche aussah.

Als das Feuer nach dem verheerenden Gewitter beinahe das gesamte Gotteshaus und einen empfindlich großen Teil Bambergs niedergebrannt hatte, war die Dirne noch ein Kind gewesen. Doch die Erinnerung an jene schreckliche Nacht, an die Schreie, die glühende Hitze, das gleißende Feuer und den Rauch würde immer in ihrem Gedächtnis bleiben. Sogar an das nur kurz währende Läuten der Domglocke, die in dem Feuersturm bald geschmolzen war, dachte sie für einen Moment.

Seit mehr als zwanzig Jahren war der zerstörte Dom im Herzen der Stadt nun schon ein Schandmal. Den wenigstens teilweise vom Feuer verschonten Ostchor der Kirche hatte der Bischof nur notdürftig zusammenflicken lassen. Mehrfach begonnene Bauvorhaben mussten immer wieder aufgegeben werden, da der Bistumssäckel leer war. Dann war der König vor vier Jahren in der Bischofspfalz ermordet worden, Bischof Eckbert floh und wurde friedlos gelegt. Nun sollte er, so hatte sich das lange umlaufende Gerücht bestätigt, schon morgen oder übermorgen zurückkehren – endlich von aller Schuld freigesprochen und mit den Taschen voller Geld. Er führte einen Tross ausländischer Arbeiter und Bildhauer im Schlepptau, die in den verfallenen Bauhütten Einzug halten würden, damit Eckberts Traum endlich verwirklicht werden konnte: der Wiederaufbau seines Bamberger Doms.

Der Festzug zu Ehren des Heimkehrers sollte durch die ganze Stadt führen, die sich bereits geschmückt hatte wie eine Braut – sofern der nächtliche Sturmwind die Wimpel, Fahnen und Girlanden nicht mit sich fortrisse. Dort, im Dom, würde der Einzug des Bischofs in Bamberg enden. Die Räte und Domherren der Stadt hatten beschlossen, die Feierlichkeiten in einem mehrstündigen Hochamt gipfeln zu lassen, und zum ersten Mal brachte man den Domschatz, einschließlich des heiligen Sternenmantels Kaiser Heinrichs I., aus der Schatzkammer der Bischofspfalz in die Apsis des Ostchors, wo er zur Schau gestellt werden sollte. Doch vielleicht war das auch nur eines jener Gerüchte, die in der Stadt herumflatterten wie die Tauben über den Dächern und auf den Plätzen.

Jedenfalls standen zwei gähnende Wächter, bis an die Zähne bewaffnet, als wollten sie in den Krieg ziehen, vor dem Tor, das ein übereifriger Schmied mit Beschlägen kreuz und quer überzogen hatte, sodass die Tür mehr aus Eisen als aus Holz bestand. Zwei kinderkopfgroße Schlösser sicherten die vorgeschobenen Riegel.

Der linke Posten fluchte, als er die dunkle Gestalt bemerkte, die sich ihnen näherte. Er stieß dem anderen den Speerschaft grob in die Seite und knurrte: »Da kommt jemand.« Dann rief er

der Dirne zu: »He, wer bist du? Was willst du hier, mitten in der Nacht? Bleib stehen!«

Ein dunkler Umhang wurde abgestreift, gerade als der Mond erneut eine Lücke in den Wolken fand und die Dirne beschien, die dastand, mit im Sturm flatterndem goldgelbem Kleid und wehenden schwarzen Haaren. Sie konnte sehen, wie die Wächter auf ihre nur halb bedeckten Brüste starrten. Erst nach einiger Zeit fand einer der beiden die Worte wieder. Sie klangen heiser.

»Was soll das werden?«

Die Dirne stützte die Hände in die Hüften. »Was glaubst du? Ich bin auf dem Heimweg von der Arbeit, und jetzt sehe ich euch zwei schmucke Burschen hier stehen.«

»Du machst Witze. Seit wann führt der Heimweg einer Dirne am Dom vorbei? Wie bist du überhaupt durch das Tor gelangt?«

»Ich war schon drin, bevor es schloss.« Das Lachen der Dirne klang schrill. »Die geistlichen Würdenträger sind die geilsten Möchtegerne. Und wie steht's mit euch beiden?«

»Verschwinde«, blaffte der zweite Wachposten.

»Aber, aber.« Die Dirne löste langsam die Schleife, die das Kleid über ihren Brüsten zusammenhielt. »Wollt ihr euch das wirklich entgehen lassen? Euch mach ich's umsonst. Nach dem schlaffen Pfaffengreis steht mir der Sinn nach richtigen Kerlen. Mein Schoß ist hungrig auf eine ganze Kompanie. Oder sind eure Spieße das Einzige, was steil nach oben zeigt?«

Sie kannte das gierige Aufblitzen in den Augen der Wachposten nur zu genau. Als sie es sah, wusste sie, dass sie gewonnen hatte. Männer sind nur Tiere, dachte sie, während sie auf die beiden Wächter zutrat und ihnen ihren Körper zeigte. »Ihr müsst das Tor aufschließen, hier draußen mach ich's nicht.«

»Wir können doch nicht ... in der Kirche ...«, stotterte der linke Wächter. Der andere schob ihn zur Seite und fummelte nach einem großen Schlüssel an seinem Gürtel. »Dann bleib du eben hier draußen und steh Schmiere«, knurrte er und drehte den Schlüssel im Schloss.

Es ging schneller als ein Wimpernschlag. Zwei Schatten huschten heran. Blut gurgelte aus den Kehlen der Wächter.

»Verdammte Sauerei«, fluchte die Dirne und wischte über das

Blut, das auf ihr Kleid und ihren Körper gespritzt war. Sie streckte die Hand aus. »Und jetzt her mit dem Silb...«

Sie konnte das Wort nicht beenden. Ein Messer fuhr ihr direkt ins Herz.

Erstes Buch

*Oh wie bist du doch vom Himmel gefallen,
du Glanzgestirn, du Sohn der Morgenröte!
Du dachtest in deinem Sinn:
Ich will in den Himmel hinaufsteigen
und hoch über den Sternen Gottes meinen Thron aufrichten.
Ich will über die Höhen der Wolken hinauffahren
und will mich dem Höchsten gleichmachen.*

Jesaja 14, 12–14

Ein Handel

Bamberg, Mai anno 1212

Erschrocken drückte Laurinda die Hand auf die Wange. Sie brannte vor Schmerz. Ihr Vater stand wutentbrannt vor ihr.

»Widerspruch mir noch einmal und ich schlage dich windelweich! Liebe. Blödsinn! Wozu soll *Liebe* gut sein, außer dass sie einem das Hirn vernebelt?«

»Vater ... ich –«

»Liebe ist zu nichts nütze. Zu gar nichts! Wer sagt denn, dass du ihn lieben sollst? Das ist nicht der Sinn einer Ehe. Du wirst den Kaufmann heiraten, weil es für dich von Vorteil ist. Weil du dann gut versorgt bist.«

»Aber Vater, er ist so alt wie –«

»Still, sag ich!« Wieder hob er drohend die Hand. »Umso besser. Die Jungen haben nur Flausen im Kopf.« Die Hand blieb oben.

Laurinda senkte den Kopf. Sie war im November siebzehn Jahre alt geworden, und die weiblichen Formen ihres Körpers wirkten vollendet. Die dunklen, gewellten Haare boten einen aufreizenden Kontrast zu ihrer hellen Haut und den himmelblauen Augen. Ihr Gesicht war ebenmäßig und hübsch, und immer häufiger spürte sie die Blicke der Männer auf sich. Laurinda hatte drei Brüder. Der kleine, acht Jahre alt, hieß Florian und wurde von allen nur Flo genannt. Die beiden älteren waren als Handwerksgehilfen auf Wanderschaft, damit sie sich – wie der Vater gern erklärte – in der Fremde gehörig die Hörner abstießen. Doch die Wahrheit war anders: Er hatte sie mit seiner ständigen Nörgelei und übertriebenen Strenge aus dem väterlichen Handwerksbetrieb getrieben. Auch sie waren Steinmetze – große, kräftige Burschen, die keiner Rauferei aus dem Weg gingen. Doch den Vater, den sie alle beide um Haupteslänge überragten, fürchteten sie wegen seiner unberechenbaren Gewalt- und Wutausbrüche. Einmal hätte er im Zorn dem Ältesten wegen eines Fehlers mit dem Fäustel beinahe den Schädel eingeschlagen. Bald verließ zuerst der eine und dann der andere das Haus und zog in die Fremde. Währenddessen verkündete der Vater immer

häufiger, er sei zu Höherem berufen, als Steine zu behauen, und man werde schon noch sehen.

Laurindas Mutter litt ein Leben lang unter dem gewalttätigen, choleralen Mann. Die Ehe mit ihm hatte sie zu einer früh ergrauten, kränklichen, in sich zusammengesunkenen Frau gemacht. Die meiste Zeit verbrachte sie wie ein unsichtbarer Geist irgendwo im Haus, so als gäbe es sie gar nicht. Laurinda musste sie oft erst suchen, wenn sie die häufigen Kopfschmerzen der Mutter mit einem kühlen Tuch lindern wollte.

»Der Meinrad kommt gleich.«

Laurinda sah die Zornadern auf den Schläfen ihres Vaters und blickte zu Boden.

»Du richtest eine schöne Brotzeit her. Nimm nicht das alte Brot, sondern das frische, schneid ein großes Stück Schinken ab und gieß reichlich Wein in den guten Krug. Du hältst deinen vorlauten Mund, aber wenn du den Meinrad bedienst, lächelst du ihn schön neckisch an.« Der Vater packte Laurinda grob am Handgelenk. »Hast du das verstanden?«

Verängstigt nickte Laurinda.

»Dann verschwinde jetzt in der Küche.«

Auf den ersten Blick hätte man den sechzigjährigen Meinrad Altenburger niemals für jenen Bamberger gehalten, der in der Stadt aufgrund seines Vermögens große Macht in seinen Händen hielt. Sein ausgemergelter Körper hätte genauso gut einem Bettler oder hungerleidenden Fahrenden gehören können. Aus Angst vor Räubern und Dieben vermied er es außerdem, seinen Reichtum in irgendeiner Weise zur Schau zu stellen. Weder trug er teure Kleider, noch schmückte er sich mit Ringen oder Goldketten. Zwar waren Beinlinge, Hemd und Wams stets peinlich sauber, doch billig und unansehnlich. Sein Gesicht war spitz und faltig, nur noch ein paar dünne Strähnen grauer Haare klebten auf seiner mit Altersflecken übersäten Kopfhaut. Anzeichen seines Einflusses, der sich in Abwesenheit des Bischofs ständig gesteigert hatte, bemerkte man erst dann, wenn die eisgrauen Augen einen fixierten oder wenn er zu sprechen begann – mit klaren, schneidenden Worten, die von vornherein jeglichen Widerspruch ausschlossen.

Meinrad Altenburger war seit einem Jahr Witwer. Die Trauer um sein verstorbene Weib war nur von kurzer Dauer gewesen. Bald kam er zu der Einsicht, dass sein häusliches Leben unter den Fittichen seiner Schwester wenig Freuden bot. So einflussreich er in der Welt des Handels auch war, in den eigenen Wänden geschahen die Dinge nach ihrem Willen. Außerdem stand einem Mann seines Standes die Witwerschaft schlecht, und so sah er sich gezwungen, die einflussreichste Kupplerin Bambergers, die Leiterin zweier Badstuben, zu beauftragen, ein neues Weib für ihn zu finden. Einen Haushalt zu befehligen sollte die Zukünftige in der Lage sein, dazu noch möglichst jung. Nach Jahren an der Seite einer Gattin, die zwar schuftete konnte wie ein Pferd, doch leider auch zunehmend ausgesehen hatte wie eine knöcherne Mähre, wollte er sich schließlich noch einmal vergnügen, bevor es dahinging.

Warum ihm die Kupplerin jedoch mit verschwörerischem Augenzwinkern ausgerechnet die Tochter des Zunftmeisters der Steinhauer anpries, blieb ihm schleierhaft. Zwar bewohnte der Meister innerhalb der Domstadt ein Steingebäude mit ansehnlicher Werkstatt, verfügte aber weder über Vermögen oder Ländereien, die über Haus und Hof hinausgingen, noch glaubte Meinrad der Kupplerin, das kaum achtzehnjährige Mädchen sei wie geschaffen für alle seine Bedürfnisse – die gesellschaftlichen, häuslichen sowie die übrigen (hierbeileckte sie sich anzüglich über die Lippen, was auch immer das bedeuten mochte).

Sei's drum, dachte der Witwer, als ihm ein mundfauler und mit geistigen Gaben wohl nicht gerade gesegneter Knecht die Tür aufhielt und wortlos in Richtung Stube deutete. Meinrad streifte den Stoffel mit einem Blick und marschierte mit den Worten: »Danke, ich finde den Weg auch allein«, an dem Knecht vorbei, der selbst an einen der grob behauenen Steinblöcke erinnerte, die im Durchgang zur Werkstatt lehnten. Da kam ihm der Hausherr auch schon entgegen und breitete überschwänglich die Arme aus.

»Mein lieber Meinrad, ich darf Euch doch wohl so nennen? Welch Ehre, Euch in meinem Haus empfangen zu dürfen!« Er dienerte, nahm ihm den Gehstock ab und fuchtelte damit in Richtung Tür. »Dorthinein, bitte sehr, dorthinein, in die gute Stube.«

Meinrad erwiderte den Gruß gnädig, aber wortlos mit einem Kopfnicken und folgte dem Gastgeber in einen großen, dunklen Raum, der nach Küchenqualm und verkochtem Essen roch. Die einzige, mit einer Schweinsblase verhängte Fensteröffnung ließ nur wenig Sonnenlicht ein. Auf dem steingefliesten Boden standen in einer Ecke zwei übereinandergestapelte Kisten, vier stabil gezimmerte Stühle und ein Tisch. Immerhin zierte eine saubere Tischdecke das grobe Möbel. Darauf stand ein Tonkrug mit Wein. Unterwürfig rückte der Zunftmeister einen Stuhl zu-recht: »Nehmt Platz. Was darf es sein? Frisches Schwarzbrot mit Schinken? Wein?«

Der Kaufmann rümpfte die spitze Nase. »Ich möchte gleich zur Sache kommen. Die Baderin hat Eure Tochter empfohlen. Ich weiß aber nicht so recht, warum. Was habt Ihr mir zu bieten?«

Balthasar behielt für sich, mit welcher horrender Summe er die Kupplerin davon überzeugt hatte, dass es unter den vielen heiratswilligen Weibern in Bamberg nur ein einziges gab, das allen Ansprüchen eines so hohen Herrn gerecht werden könnte – Laurinda, seine Tochter. Diese stand nun mit dem Essenskorb in der Tür. Ihr Kleid wirkte in dem düsteren Raum unwirklich hell.

Balthasar winkte sie verstohlen und ungeduldig mit der Linken heran. Währenddessen malte die Rechte bedeutungsvoll in die Luft. »Ich habe Euch einen Handel zu bieten.«

Der Gesichtsausdruck des Kaufmanns blieb säuerlich. Mit keiner Miene verriet er, ob Laurindas Anblick ihm zusagte oder nicht. Das Mädchen trat unschlüssig einen Schritt vor. Mit der Hand zupfte sie an dem Korb.

»Komm her, begrüß den Herrn Kaufmann und bediene ihn ordentlich.« Balthasar war um Freundlichkeit in seiner Stimme bemüht, sein Gesicht erstarrte jedoch in einem erzwungenen Grinsen.

Laurinda stolperte vorwärts, blieb wieder stehen und vollführte ungeschickt einen Knicks. Ihr Lächeln wirkte kläglich. Sie stellte den Essenskorb auf den Tisch und wartete.

»Ist sie das?« Die Finger des Kaufmanns bewegten sich in ihre Richtung, als wollte er die Qualität eines Stoffballens prüfen. Laurinda sah die Gichtknoten über den Gelenken.

»Das ist sie.« Mehr wusste Balthasar zunächst nicht zu sagen, er runzelte die Stirn, dann hellte sich seine Miene auf, als wäre ihm etwas Gutes eingefallen: »Meine Tochter. Ihr werdet in Bamberg und der ganzen Umgebung keine bessere Braut finden. Glaubt mir. Seht nur, wie schön sie ist! Die Haut wie Milch, die Haare wie schwarzer, in der Erde gewachsener Marmor. Stellt Euch vor, welch prächtige Knaben sie Euch gebären wird. Ihr wisst doch, junge Frauen kriegen Knäblein.«

»Mit Schönheit lässt sich nicht handeln, außerdem ist sie vergänglich – wer gibt schon Geld für etwas aus, das bald nichts mehr wert ist?«, philosophierte der Kaufmann. Seine Zunge fuhr über die dünnen Lippen, wobei unklar blieb, ob wegen Laurinda oder dem Schinken, der vor ihm stand. »Also, worin besteht der Handel?«, hakte er nach und knurrte in Richtung Laurinda: »Worauf wartest du? Dass ich mir den Wein selbst eingieße oder den Schinken allein abschneide?«

Laurinda zuckte zusammen. »Nein, Herr.« Rasch langte sie nach dem Krug und goss mit zitternder Hand Wein in den Becher.

»Erlaubt, dass ich etwas weiter aushole.« Auch Balthasar war sichtlich nervös. Er verknotete seine groben Finger, und Schweiß lief ihm über das von Steinsplintern zerfurchte Gesicht.

»Macht es so kurz wie möglich. Meine Zeit ist knapp bemessen.«

Balthasar wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn. »Es geht um einen Steinbruch. Wie Ihr sicher wisst, besitzen die Mönche von Sankt Michael einen Steinbruch im Steigerwald oberhalb der alten Burg.«

Der Kaufmann stopfte sich Schinken und Brot in den Mund.

»Bald kehrt der Bischof zurück.«

»Und?«

»Es ist kein Geheimnis, welche Pläne er im Gepäck hat.«

Die Finger von Meinrads Linker trommelten auf dem Tisch.

»Gleich werdet Ihr verstehen. Es heißt, Bischof Eckbert wird unmittelbar nach seiner Ankunft in Bamberg mit dem Wiederaufbau des Doms beginnen.«

»Heißt es das?«

»Ja. Und ein Dom wird aus Stein gebaut.«

»Ach?«

»Bisher ist das Kloster Sankt Michael der einzige mögliche Sandsteinlieferant.«

»Kommt Ihr wohl endlich zum Punkt?«

»Gleich. Gleich werdet Ihr verstehen.« Balthasar holte tief Luft und betrachtete sein Gegenüber mit einem Ausdruck, als würde er nun die wichtigste Sache der Welt verkünden. Nach einer kunstvollen Pause, in der er seine verknoteten Hände betrachtete, fuhr er endlich fort: »Ich habe jetzt auch einen Steinbruch.«

»Woher ...?«

»Erworben ... oder besser gesagt geerbt ... von jemandem, der gestorben ist ...«

»Wie hättet Ihr sonst erben sollen?«

Der Steinmetz lachte gekünstelt. »Haha, ja, natürlich.«

»Und weiter?«

»So ein Steinbruch bedeutet ein sicheres Einkommen. Häuser werden immer gebaut, und jeder, der sich's leisten kann, nimmt dafür Steine, denn ein Feuer kann einem Steinhaus nichts anhaben. Ihr wisst, was mit Leuten geschieht, die heimlich Steine aus der Stadtmauer brechen?«

Meinrad wusste es natürlich. Der Diebstahl von Steinen aus der Stadtmauer war ein häufiges Verbrechen, das im Verhältnis zur Menge der gestohlenen Stücke bestraft wurde. Große Steine waren Mangelware und deshalb sehr begehrt. Oft fasste man den Dieb – nicht selten handelte es sich sogar um ganz normale Handwerker oder Bürger –, der bei Nacht und Nebel ein Stück, das er gerade noch tragen konnte, aus der Mauer brach und dann heimschleppte, um eine baufällige Wand auszubessern oder Räumlichkeiten zu erweitern. Beim ersten Mal und bei geringen Mengen gab es zehn bis zwanzig Stockschläge und einen Platz am Pranger. Dort konnte man, während einem faulige Tomaten, verschimmelte Zwiebeln, verrottete Kohlblätter und Schweinemist um die Ohren flogen, über sein Vergehen nachdenken. Wurde ein Dieb allerdings mit einer ganzen Wagenladung erwischt, landete er schon mal draußen, vor dem südlichen Stadttor am Ende jenes Weges, den die Bamberger Galgenfuhr nannten.

Zweimal war der Henkerskarren im letzten Jahr diesen Weg

gefahren, beladen mit Steindieben, die es übertrieben hatten. Sie bezahlten ihre Gier nach dem wertvollen Baumaterial mit einem Tänzchen am Strick. Schließlich stellten größere Lücken in der Stadtmauer eine beträchtliche Gefahr dar; es gab genug Räuber und anderes Gesindel, die sich über geheime Zugänge in die Stadt nur freuten.

Meinrads Überlegungen wurden unterbrochen, als sein Gegenüber fortfuhr: »Wenn der Bischof tatsächlich mit dem Dombau beginnt, ist der Steinbruch ein Vermögen wert.«

»Sagt mir jetzt endlich, wie der Handel zwischen Euch und mir aussehen soll.«

Der Steinmetz gab Laurinda ein Zeichen, dass sie Wein nachschenken sollte. Der Kaufmann puhlte ein Stück Schinkenschwarte zwischen seinen Zahnstumpen heraus.

»Der Handel, den ich Euch vorschlagen möchte, kann für uns beide von großem Vorteil sein. Ich meinerseits biete Euch diesen Steinbruch an. Und meine Tochter als Eheweib.« Balthasar wartete auf die Antwort Meinrads. Dieser blickte ihn zunächst misstrauisch an, dann runzelte er die Stirn.

»Ihr habt mir immer noch nicht gesagt, was Ihr eigentlich von mir wollt. Ihr bietet mir nicht Eure Tochter und einen Steinbruch ohne Hintergedanken an.«

»Keine Sorge, ich versuche nicht, Euch über den Tisch zu ziehen«, beeilte Balthasar sich zu sagen, als er die abwehrende Haltung des Kaufmanns bemerkte.

»Das würde Euch auch nicht gelingen.«

»Ich sage Euch, was ich will.« Wieder pausierte der Steinmetz, bis Meinrad ungeduldig dazwischenging.

»Was ist es?«

»Das Brautgeld zahlt Ihr dem Bischof, er wird jeden Denar freudig annehmen. Wolltet Ihr nicht sowieso etwas für den Dombau spenden? Nicht nur Eckbert wird's Euch danken. Denkt an Euer Seelenheil. Wie viele Sünden werden Euch dafür vergeben ...«

»Untersteht Euch zu behaupten ...«

Balthasar hob entschuldigend die Hände. Kaum waren die Worte heraus, hätte er sich auf die Zunge beißen können. Dass der Kaufmann empfindlich war, wusste jedermann in Bamberg.

Welcher Teufel hatte ihn geritten, als er etwas von Sünden daherfaselte? Er versuchte, Meinrad zu beschwichtigen: »So war es nicht gemeint, ich wollte Euch gewiss nicht unterstellen, dass ...«

»Was?«

»Nichts. Ich ... gar nichts ...« Nun stotterte er auch noch. »Lasst uns zu meinem Vorschlag zurückkommen. Also: Ihr bekommt meine Laurinda zum Weib und einen Steinbruch, der Euch ein Vermögen einbringen kann, obendrauf. Dafür spendet Ihr großzügig für den Dombau – gewiss wird Euer Ansehen als Gönner dadurch noch um ein Vielfaches größer –, und dafür ...«

»Warum fahrt Ihr nicht fort?« Meinrads Frage hatte etwas Lauernendes. Seine Augen flackerten zwischen dem Steinmetz und seiner Tochter hin und her. In diesem Augenblick erinnerte er Balthasar an einen alten Hund, der wittert und dem sich wegen einer möglichen Gefahr das spärliche Fell sträubt. »Nun spuckt es schon aus. Was ist Euer Preis dafür? Ich bin Kaufmann. Mir könnt Ihr nicht weismachen, er sei gering.«

»Er wird nicht höher sein als die Spende, um die ich Euch für den Dombau bitte.«

»Spende?« Der Kaufmann wurde ungeduldig. Er knallte den leeren Weinbecher auf den Tisch und legte abweisend die Hand darüber, als Laurinda sich hastig anschickte, ihm ein drittes Mal einzuschenken. »Eine Spende kann aus ein paar Kupferpfennigen bestehen oder hundert Silbermünzen.«

»Es sollte ...«, Balthasars Adamsapfel hüpfte, als er schluckte. »Es sollte schon eine großzügige Spende sein. Ich möchte, dass Ihr den Bischof mit dem Geld *überredet*, mich zum neuen Dombaumeister zu ernennen.«

»Ha!« Dem Kaufmann blieb der Mund offen stehen. Balthasars Vorschlag brachte ihn sichtlich aus der Fassung – und nun war es an ihm, nach Worten zu suchen. »Dombaumeister?« Er schüttelte immer wieder den Kopf, bevor er schließlich seinen knöchernen Zeigefinger auf Balthasar richtete. »Seid Ihr größenwahnsinnig? Ein Steinhauer, der Dombaumeister werden will?«

Meinrad warf sich in die Brust. »Ich bin immerhin der Zunftmeister der Steinmetze.«

»Ja, ja – sehr eindrucksvoll. Glaubt Ihr, sonst wäre ich über-

haupt hierhergekommen? Ihr seid Zunftmeister. Und weiter? Was wisst Ihr denn überhaupt vom Planen und Rechnen, wenn es darum geht, dass ein Turm auch noch nach hundert Jahren steht und das Gewölbe einer Apsis nicht über den Kirchenbesuchern zusammenbricht?»

»Auch bei einem Kirchturm baut man Stein auf Stein, und wie man ein Gewölbe mauert, ohne dass es einstürzt, weiß ich sehr wohl. Zweifelt Ihr etwa an meinem Können?»

»Es geht bei einem Dom nicht darum, einen Stein auf den anderen zu setzen. Habt Ihr überhaupt schon etwas vom neuen Baustil gehört?»

»Neuer Baustil«, wiederholte Balthasar verächtlich. »Bischof Eckbert ist bestimmt kein Mann, der jeder neuen Mode hinterherrennt. Eine Kirche muss Jahrhunderte überdauern. Das ist das Entscheidende.«

»In anderen Ländern baut man jetzt die Dome mit steinernen Gewölben und Spitzbögen, die so zierlich aussehen wie gebogene Grashalme. Ich hab in Straßburg den neuen Dom gesehen. Der ist mit nichts zu vergleichen, was wir hier haben.«

»Ha, Straßburg! Genau das meine ich. Ein Kirchengewölbe muss auf dicken, soliden Säulen ruhen. Glaubt mir, wenn die ersten Kirchen eingestürzt sind, kräht kein Mensch mehr nach dem neuen Baustil. Man wird sich wieder auf Bewährtes besinnen. So wie ich schon immer baue.«

Der Kaufmann ging darauf nicht ein. Stattdessen streckte er wieder seinen Finger in die Luft: »Außerdem bestimmt das Domkapitel den Dombaumeister und nicht der Bischof. Also würde es überhaupt nichts nützen, Eckbert zu fragen. Dompropst Poppo von Andechs-Meranien ist der Mann, der diese Entscheidung trifft.«

»Wie Ihr schon sagt – er ist ein Andechs-Meranier und damit ein Verwandter von Bischof Eckbert. Der Dompropst wird das tun, was der Bischof will. Da bin ich mir sicher.«

Der Kaufmann wollte gerade etwas erwidern, da hielt er mit offenem Mund inne. Der Grund war nicht Laurindas Schönheit. Das Mädchen kämpfte schon seit einiger Zeit mit den Tränen – der Anblick und das Gehabe des Mannes, den sie ehelichen sollte,

ließ ihre Mundwinkel zucken, während sie versuchte, das aufsteigende Schluchzen zu unterdrücken. Ihre Sicht verschwamm, und schließlich kullerten ihr doch die Tränen über die Wangen. Doch Meinrad bemerkte es nicht einmal. Seine Augen waren auf eine gespensterhafte Person gerichtet, die im Türrahmen stand.

»Verscherbelst du deine Tochter?«, krächzte diese mit bitterem Spott. »Was kriegst du denn für sie?»

»Verswinde«, raunzte Balthasar. Doch die dürre Gestalt, in einen hellen Umhang wie in ein Leichentuch gehüllt, blieb reglos stehen. Graues, verfilztes Haar, das beinahe bis zu den Hüften reichte, verdeckte ihr Gesicht.

»Willst du nach mir jetzt auch noch deine Tochter in den Wahnsinn treiben, indem du sie mit diesem Greis vermählst?»

Balthasar trat vor und schlug ihr heftig ins Gesicht. »Du sollst verschwinden, du böses Weib!«

Sie taumelte gegen den Türrahmen und wäre beinahe gestürzt. »Der böse Mensch bist du«, heulte sie auf. Dann stolperte sie davon.

Laurinda zögerte kurz, dann eilte sie hinterher.

Beinahe hätte Balthasar gebrüllt, sie solle zurückkommen. Doch er besann sich anders. »Ja. Gut. Kümmere dich um deine Mutter.« Entschuldigend wandte er sich an den Kaufmann. »Verzeiht. Aber seit einiger Zeit ist mein Eheweib nicht mehr bei Sinnen. Zwei ihrer Söhne haben das Haus verlassen, um für ihr Handwerk in der Fremde Neues zu erlernen. Das hat sie nicht verwunden.«

Der Kaufmann hatte die Szene still und scheinbar ohne Regung betrachtet. Nur seine Kiefer mahlten, weil noch Schinkenreste zwischen seinen Zahnstumpfen hingen. »Wo ist Euer Steinbruch?«, fragte er unvermittelt.

Meinrad, der erwartet hatte, er müsse weitere Entschuldigungen folgen lassen, war so überrascht, dass es eine Weile dauerte, bis er antwortete: »Dort oben, wo die Regnitz in den Main fließt.«

»Am Maindreieck?»

»Ja.«

»Hm«, machte der Kaufmann. »Ich kenne den Steinbruch. Sandstein.«

»Der beste, den es in der ganzen Umgebung gibt«, beeilte sich Balthasar hinzuzufügen. »Sandstein in allen Farben, von beinahe Weiß über Orange und Rot bis hin zum tiefsten Braun.«

»Hm«, wiederholte Meinrad. Er schien angestrengt zu überlegen. Schließlich sagte er: »Boote sind für den Transport von Steinen viel besser geeignet als Ochsenkarren. Das wisst Ihr. Man kann mehr laden, und es können keine Deichseln brechen. Ich hätte also lieber einen Steinbruch, der flussaufwärts liegt. Dann könnte ich mit vollgeladenen Booten bis vor die Haustüre fahren und müsste die Steine nicht umständlich gegen die Strömung treideln lassen oder einzeln auf dem Landweg ankarren.«

Balthasar hatte gehofft, der Kaufmann würde diesen Einwand bringen. Beinahe atemlos antwortete er: »Ihr habt recht. Ochsenkarren sind für Steinblöcke viel zu umständlich. Aber flussaufwärts wäre nur auf den ersten Blick ein Vorteil.«

»Wieso?«

»Richtung Forchheim ist die Regnitz an vielen Stellen so versandet, dass Eure Boote ständig auflaufen würden. Ihr bräuchtet Pferde, so oder so. Außerdem ist an den Ufern fast überall Wald, und es ist viel schwieriger, wenn die Gäule die Boote im Wasser ziehen müssen, wo sie auch noch ständig versinken. Richtung Schweinfurt fließt die Regnitz aber langsam, an den Ufern gibt es kaum Bäume und im Wasser weniger Untiefen. Ihr als Kaufmann werdet es am besten wissen: Der Wasserweg nach Schweinfurt ist viel besser als der in die andere Richtung.«

Meinrad legte die Stirn in Falten. Offensichtlich sträubte sich alles in ihm, dem Steinmetz recht zu geben. »Hm«, knurrte er schließlich zum dritten Mal.

»Glaubt mir«, hakte Balthasar nach, »ein besseres Geschäft könnt Ihr nicht machen.«

»Als Kaufmann wärt Ihr längst pleite.« Meinrad sagte dies voller Herablassung.

»Glaubt Ihr?«

»Ihr gebt mir Eure Tochter und einen gewinnträchtigen Steinbruch – wofür? Für mein Wort etwa? Für ein Versprechen, dass ich die Vereinbarungen einhalte? Wer sagt Euch, dass ich nicht Eure schöne junge Tochter nehme und Euren Steinbruch dazu, und

am Ende steht Ihr mit leeren Händen da, weil mein Versprechen ebenso leer war? Was lässt Euch überhaupt glauben, Dompropst Poppo von Andechs-Meranien ließe sich von mir dazu überreden, einen Steinhauer als Dombaumeister einzusetzen?«

»Nun, ganz so verhält es sich nicht«, sagte Balthasar bauernschlau.

»Nicht?«

»Nein. Selbstverständlich wird Euch der Steinbruch erst *nach* meiner Ernennung zum Baumeister überschrieben, genauso wie Ihr die Einwilligung für eine Vermählung mit meiner Tochter nicht vorher erhaltet. Ich bin vielleicht nur ein Steinmetz, aber dumm bin ich nicht.«

»Aha«, entfuhr es dem Kaufmann überrascht. »So stellt Ihr Euch das Geschäft vor.«

»Natürlich.« Balthasar lachte hinterhältig. »Habt Ihr etwa geglaubt, Ihr könntet mich übers Ohr hauen?«

Laurinda, die von der Kammer der Mutter zurückgekehrt war, hatte hinter der Tür gelauscht und jedes Wort gehört. Somit wurde sie Zeugin, wie ihr Vater und der alte Kaufmann ihr Schicksal besiegelten.

Auf den schwachen Hoffnungsschimmer, der Dompropst oder Bischof Eckbert würden ihre Zustimmung zu dem Handel verweigern, mochte sie nicht setzen.

Ein komplizierter Auftrag

Lupold, ehemaliger Kanzler des ermordeten Königs Philipp von Schwaben, wusste nicht, dass es bald noch schlimmer für ihn kommen würde – aber er schäumte bereits jetzt vor Wut. Dies war ihm in letzter Zeit häufiger passiert, doch darüber wollte er jetzt nicht nachdenken.

»Wut macht blind.« Dieser Ausspruch Marthas, seiner Haushälterin, beruhigte ihn kein bisschen, und ihr Zusatz »außerdem ist Wut schlecht für die Gesundheit« brachte ihn vollends aus der Fassung. Es war aber auch zum Verrücktwerden. Seit er vor mehr als einem Jahr hier eingezogen war, war es mit seiner früher von Freunden und Bekannten so gelobten Ruhe dahin. Sein Leben, einstmals bestimmt vom Rhythmus der Reisen mit König Philipp und den Tagen und Wochen in der Kanzlei, wurde seither von Menschen gelenkt, die ihm alsbald mächtiger erschienen als jeder König.

Handwerker.

Er fragte sich oft, welcher Fluch wohl auf dem Haus laste – dass der schwarze Kater des Vorbesitzers geblieben war, machte die Sache nicht besser. Wie sonst ließe sich die Kette von Verwechslungen, Missgeschicken, Verzögerungen und Unfällen erklären, die ihn mit beängstigender Regelmäßigkeit heimsuchten? Das Haus hatte er dem Bistum für einen Apfel und ein Ei abgekauft, wie man so schön sagt.

Der vormalige Besitzer, der frühere Bamberger Dombaumeister, hatte in den letzten Jahren ein Einsiedlerleben geführt. Die Leute hielten ihn für verrückt, es hieß, er hätte seine Seele an den Teufel verkauft und diesen regelmäßig zu Besuch empfangen, eine Behauptung, die durch die äußerst seltsamen Umstände seines Todes noch verstärkt wurde. Der Mord an ihm war bis heute unaufgeklärt, stand aber nach Lupolds Ansicht ohne Zweifel in Verbindung mit der Verschwörung gegen König Philipp.

Lupold hatte sich auf den ersten Blick in das Haus verliebt. Es stand am Domberg zuoberst der Reihe von Domherrenhäusern,

mit einem wunderbaren Blick auf eine sanft abfallende Wiese, keinen Steinwurf entfernt vom Dom. Eine Hälfte des Gebäudes war in einer Gewitternacht einem Feuer zum Opfer gefallen wie ein Großteil des Bamberger Doms. Der Baumeister hatte nichts unternommen, um den Brandschaden zu beheben, und buchstäblich zwischen Brandgestank und angekohlten, verfallenen Mauern gelebt – ein weiterer Grund, warum man ihn für verrückt gehalten hatte. Doch eine Hälfte des Anwesens war unversehrt geblieben, mit hohen Räumen, die einem umso lichter vorkamen, je mehr man an normale Häuser dachte, mit ihren rauchgeschwärzten Decken, die förmlich auf die gestampften Lehm Böden herabdrückten.

Einen Raum liebte der Kanzler besonders, jenes Glaszimmer, wie er es nannte, in dem man den mit der Saite eines Psalteriums erdrosselten Vorbesitzer des Hauses aufgefunden hatte.

Genau dieses Glas war das Problem des Zimmers. Die Maurer hatten beim Abbruch des verbrannten Teils versehentlich auch eine intakte Mauer niedergerissen, um die neue Wand gleich darauf so windschief hochzuziehen, dass sie von selbst wieder einstürzte (um ein Haar wäre er von den Trümmern erschlagen worden). Doch das war längst noch nicht alles. Zuerst drehte ihm ein betrügerischer Schreiner morsche Deckenbalken an, dann stank das gekaufte Füllmaterial für das Fachwerk gotteserbärmlich, weil es aus Schweinemist bestand, und die gelieferten Türen erwiesen sich oben um einen Zoll schmaler als unten. Nach all diesen Missgeschicken und noch weiteren Pfuschereien geschah nun die nächste Ungeheuerlichkeit: die Sache mit dem Glas.

Die Seite des Raums, die nach außen wies, bestand hauptsächlich aus Glasscheiben. Das verlieh einem das Gefühl, man säße direkt auf der Wiese, im Sommer grün, im Winter weiß. Trotzdem befand man sich in einem windgeschützten, notfalls von einem Kamin beheizten Raum – besser gesagt: *befände sich*. Eine der großen Scheiben hatte der Dombaumeister im Todeskampf zerschlagen, und somit war der Raum den ganzen Winter über unbewohnbar geblieben.

Die Scheiben waren nicht aus gewöhnlichem Glas, wie es immer häufiger die Fensteröffnungen der Reichen zierte, mil-

chig, durchwirkt von Blasen, Striemen und Einschüssen, die es zwischen den Bleiruten blind machten. Es gab nur einen Ort auf der Welt, wo Glas wie dieses hergestellt wurde, flach gezogen, glatt wie polierter Marmor und trotzdem so klar und durchsichtig wie ein Bergsee: Murano. Die Insel der Glasbläser vor den Toren Venedigs. Lupold kannte viele Geschichten und Mythen um das kleine Eiland in der Lagune der Serenissima. Der Doge hatte die Glashandwerker angeblich wegen der Brandgefahr durch die Öfen aus der Stadt verbannt. Der wirkliche Grund war das wertvolle Geheimnis der Glasbläserei, das durch das Labyrinth der Kanäle leicht hätte nach draußen dringen können. Murano jedoch ließ sich abschotten und überwachen, kein Bewohner durfte die Insel zu Lebzeiten je verlassen. Verräter des Geheimnisses bestrafte die Geheimpolizei des Dogen auf grausame Weise mit dem Tod.

Genau an diesem Ort hatte der Kanzler die neue Scheibe bestellt, und sie kostete beinahe mehr als das gesamte Haus. Lupold hatte zwei Jahre lang mit sich gerungen, ob er sich das Glas leisten sollte. All diese Zeit war das mannsgroße Loch behelfsmäßig mit Holzbrettern verschlossen gewesen. Endlich entschloss er sich doch noch zum Kauf. Kaum war die Bestellung unterwegs, wartete er sehnsüchtig darauf, dass das Glas kam und die Reparatur endlich durchgeführt werden konnte.

Leider stand die Lieferung, wie so vieles, was Lupolds neues Domizil betraf, unter einem schlechten Stern. Die erste Scheibe fiel der Hitze und Gedankenlosigkeit des Lieferanten zum Opfer. Um das Glas sicher über die holprigen Karrenwege der Alpen zu schaffen, hatte man es vollständig in Butter gepackt, allein die dazu benötigte Menge kostete ein Vermögen. Unglücklicherweise wurde die Poebene gerade in diesem Sommer von einer beispiellosen Hitzewelle heimgesucht. Unbemerkt vom Fuhrmann schmolz die gesamte Butter, und bald lag die wertvolle Scheibe ungeschützt auf dem Karren. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ihr schließlich eines der zahlreichen Schlaglöcher auf der Handelsstraße zwischen Venedig und Verona den Garaus machte.

Fluchend und am Rande eines Nervenzusammenbruchs hatte Lupold bereits im Herbst eine neue Scheibe bestellt, natürlich

wiederum verbunden mit allen Kosten von Erwerb und Transport. Doch auf die denkwürdige Gluthitze des Sommers folgte ein ebenso unglaublicher Wintereinbruch, mit Schneemassen, an die sich nicht einmal die Alten erinnern konnten. Das Glas gelangte diesmal immerhin bis ins Eisacktal, wo die Lieferung jedoch am Fuße der Alpen gestoppt wurde. Der Schnee machte den Weg über die Berge bis weit ins Frühjahr unmöglich, und Lupolds blank liegende Nerven wurden noch ein gutes Stück weiter strapaziert, als ihn die Rechnung für die Zwischenlagerung der Glasplatte über den Winter erreichte.

Nun, Mitte Mai, war das ersehnte Stück endlich in Bamberg angekommen; dem Kanzler kam es tatsächlich einem Wunder gleich, und er konnte sein Glück kaum fassen. Heute, ja heute sollte die Scheibe vom Vorsteher der Bamberger Glasermeister persönlich eingebaut werden.

Doch dann war das Unfassbare geschehen.

Es begann damit, dass er beinahe dem schwarzen Kater, der um seine Beine strich, einen kräftigen Tritt verpasst hätte. »Teufelsvieh«, schimpfte er, während er im letzten Augenblick innehielt, um dann den Kater doch noch mit dem Fuß wegzuschieben.

Martha ging dazwischen, um Schlimmeres zu verhindern. Sie hob das Tier auf ihren Arm und kraulte es unter dem Kinn. »Morle trägt nun wirklich keine Schuld am Ausbleiben des Glasers, lasst Euren Zorn nicht an ihm aus«, sagte sie vorwurfsvoll und strich über das rabenschwarze Bauchfell des Tieres.

»Morle«, äffte der Kanzler sie nach, der es albern und unpassend fand, dieses Vieh mit einem solchen Namen zu verniedlichen. »Der streicht mir ständig zwischen den Beinen herum, bloß um mich zu Fall zu bringen. Ich bin ja nicht abergläubisch, aber irgendetwas scheint doch daran zu stimmen ...«

»Woran?«

»Dass schwarze Katzen Unglück bedeuten. Sieh dir nur die gelben Augen an, wie vom Teufel persönlich!«

»Ach, Unsinn. Mit dem Teufel hat Morle wahrlich nichts zu tun. Hört nur, wie wohl er schnurrt.«

»Der Teufel liebt die harmlose Verkleidung, das weiß jedes Kind«, brummte Lupold, während er das schwarze Tier skeptisch

musterte. Dann wandte er seinen Blick Martha zu. Vor vier Jahren, als König Philipp hier in Bamberg vom wahnsinnigen Otto von Wittelsbach ermordet worden war, hatte sie sich um seine verletzte Schulter gekümmert, die er sich bei einem Sturz vom Pferd ausgekugelt hatte. Er, der Kanzler, hatte beschlossen, nach all den schrecklichen Ereignissen in Bamberg zu bleiben.

Martha wurde seine Haushälterin – und viel mehr. Noch immer gestand er es sich selbst ungern ein, doch inzwischen war sie zu einem festen Bestandteil in seinem neuen Leben geworden. Ein ruhender Pol, eine heilende Hand für seine Alterswehwehchen, ein tiefgründiges Wasser, das geduldig jene seiner Ängste und Nöte aufnahm, die er niemand anderem offenbarte. Während er auf dem Kopf immer kahler und um die Hüften immer runder geworden war, war Martha dieselbe geblieben: zierlich, strahlend blauäugig, braun gelockt unter ihren täglich wechselnden Hauben. »Wart Ihr je verheiratet?«, fragte er sie einmal, woraufhin sie mit der Gegenfrage antwortete: »Eine Frau in meinem Alter ohne Haube – was würden wohl die Leute sagen?«

Lautes Klopfen unterbrach seine Gedankengänge.

»Endlich!« Er tat einen hastigen Schritt in Richtung Tür. »Der Glasermeister! Nun kommt er doch noch.«

Lupolds Haushälterin war bereits unterwegs, um zu öffnen. Aufgeregt betrachtete Lupold die flache Holzkiste, die an der Wand lehnte. Darin ruhte, diesmal nicht gebettet in Butter, sondern in reichlich Stroh, die neue Glasscheibe.

Martha kam zurück. »Es sind zwei Herren«, drehte sie sich halb um und wies nach hinten. »Der eine ...«

»Nur herein, die Herren Glaser ...« Lupold brach mitten im Satz ab und stieß einen Seufzer aus. »Kaplan Tankred, Ihr seid es nur.«

Der Kaplan blieb stehen. Er war rappeldürr, die Soutane hing an ihm wie an einer Vogelscheuche. Sein spitzes Gesicht war gerötet, ebenso die abstehenden Ohren, das schütterte Haar klebte verschwitzt am Schädel. Doch Lupold wusste, dass man sich vom unscheinbaren Äußeren des Kaplans nicht täuschen lassen sollte, denn Tankred verfügte über einen wachen Geist und war der beste Prediger weit und breit. Wenn er von der Kanzel herab

sprach, lauschte die Schar der Gläubigen mit einer Andacht, die ihresgleichen suchte.

»Ich bin es *nur*? Welch ein Empfang. Ich dachte, Ihr freut Euch. Wir haben uns einige Zeit nicht gesehen.«

»Verzeiht«, brummte Lupold entschuldigend. »Ich hatte gehofft, dass endlich der Glasermeister kommt, um die Scheibe einzubauen.« Er konnte seine Enttäuschung nicht verbergen.

»Ganz Bamberg war beim Empfang des Bischofs. Und nun hat er alle Handwerker zu sich beordert. Er verschwendet keine Zeit, um mit dem Dombau zu beginnen. Angeblich liegen die Pläne bereits fix und fertig vor.«

Lupold seufzte erneut. »Es wird wohl noch einmal ein Jahr dauern, bis ich diesen Raum sowohl im Winter wie auch im Sommer nutzen kann.« Er lugte über Tankreds Schulter. »Wen habt Ihr mitgebracht?«

»Kardinaldiakon Scipio, Präfekt der Kurie des Papstes Innozenz des Dritten aus Rom.« Die sonore Stimme gehörte einem schlanken, groß gewachsenen Mann, der sich an Kaplan Tankred vorbeischoob. Er war das Paradebild eines Römers, mit edler, leicht gebogener Nase, Augen mit dunklem Glanz und gewelltem schwarzen Haar. Außer dem Ring trug er keinerlei Insignien seines Amtes, lediglich der schwarze Dominikanerhabit wies ihn als Geistlichen aus. Neben seiner stattlichen, ja geradezu schönen Erscheinung machte sich Kaplan Tankred aus wie ein grauer Maulesel neben einem edlen Araberhengst. Sein Alter war schwer zu schätzen, doch Lupold dachte, für sein Amt sei er wohl entschieden zu jung. Doch er hatte gerade in Rom schon mehrmals solche jungen Männer getroffen, die im Schatten des mächtigen Vatikans schon früh zu den Höhen der Macht aufgestiegen waren – um möglicherweise später umso tiefer zu fallen.

Als der Präfekt ihm den Ring zum Kuss hinhielt, war es an der Zeit, dass er, Lupold, sich vorstellte: »Es freut mich, Euch als Gast in meinem Haus zu empfangen. Gott sei mit Euch.« Während er scheinbar abwesend die Hand mit seinem eigenen Bischofsring betrachtete, betonte er die folgenden Worte: »Junger Mann. Ich bin Lupold von Worms, ehemaliger Bischof eben dort und Kanzler des ermordeten Königs Philipp.« Er versuchte einen

Scherz. »Ihr seid, neben Eurem hohen Amt, nicht zufällig auch noch Glaser?«

Die beringte Hand wurde zurückgezogen. Die dunklen Augen des päpstlichen Präfekten taxierten den Kanzler irritiert.

»Ein Scherz«, lachte Lupold gekünstelt in das unangenehme Schweigen hinein und deutete auf das Loch in der Glaswand. »Ich hatte den Bamberger Glasermeister erwartet, damit er mir endlich die neue Scheibe einbaut. Seit fast einem Jahr geht es schon hin und her. Doch nun hat unser Herr nicht den Handwerker geschickt, sondern den Kaplan und Euch. Was führt Euch nach Bamberg und zu mir?«

Nun stieß auch der Römer ein tiefes, raues Lachen aus. Sein Akzent klang singend. »Nein, ich bin kein Glaser, sondern ein Gesandter Papst Innozenz' und dessen enger Vertrauter. In seinem Auftrag reiste ich nach Ungarn, um Bischof Eckbert von Bamberg persönlich von seiner Rehabilitierung zu unterrichten und ihn in all seine Ämter und Würden wieder einzusetzen. Alle Vorwürfe gegen ihn haben sich als haltlos erwiesen. Der getötete Mörder, Otto von Wittelsbach, ist nachgewiesenermaßen alleiniger Täter. Nichts, aber auch gar nichts weist auf irgendeine Verschwörung oder Hintermänner hin – schon gar nicht in Richtung Bischof Eckbert. Dieser lud mich ein, mit ihm nach Bamberg zu reisen und hier sein Gast zu sein.«

Lupold ließ sich seine Zweifel hinsichtlich der Hintergründe des Königsmordes nicht anmerken. Obwohl die schreckliche Tat beinahe vier Jahre zurücklag, verging kaum ein Tag, an dem er nicht noch immer darüber nachgrübelte. Reichsmarschall von Kalden hatte den Wittelsbacher nach einer Flucht durch das halbe Reich gestellt. Lupold hatte von Kalden angefleht, den Königsmörder am Leben zu lassen, damit man ihn wegen möglicher Hintermänner befragen konnte. Doch von Kalden hatte Otto von Wittelsbach eigenhändig auf der Stelle exekutiert und in einer triumphalen Geste den abgeschlagenen Kopf des Mörders in die Donau geschleudert.

Tankred meldete sich zu Wort: »Wenn Ihr einen Glaser braucht, warum wendet Ihr Euch nicht an die Dombauhütten? Die ungarischen Handwerker, die mit Bischof Eckbert gekommen sind,

haben bereits eine bezogen, aber an Eurer Stelle würde ich die Ebracher fragen.«

»Ebracher?«, rätselte Lupold.

»Die Zisterziensermönche vom Ebracher Kloster. Deren Bauhütte liegt gleich schräg gegenüber der Bischofspfalz. Ihr kennt das Rosettenfenster der Klosterkirche. Wenn Ihr mich fragt, kann es kaum begabtere Glaser geben als die Zisterzienser.«

»Vielleicht werde ich sie fragen«, erwiderte der Kanzler abwesend. Dabei musterte er aus den Augenwinkeln den römischen Papstgesandten. Schließlich fragte er: »Darf ich Euch bitten, mir den Grund Eures Besuchs mitzuteilen?«

Der Präfekt zögerte einen Moment. »Euch ist bestimmt bekannt, dass das Hochamt zu Ehren des Bischofs abgesagt wurde.«

Lupold nickte. »Das schon. Aber nicht der Grund.«

Kardinaldiakon Scipio wechselte einen Blick mit Tankred. Dieser presste seine Lippen zusammen, dass sie nur noch einen dünnen Strich bildeten. »Der Grund ist streng geheim, das Volk soll nichts davon wissen. Bischof Eckbert hat den Kardinal und mich gebeten, Euch aufzusuchen und um Hilfe zu bitten.«

»Hilfe? Wofür?«

»Heute Nacht ist etwas Schreckliches passiert.«

»Meine Güte«, polterte Lupold los, »warum macht Ihr es so spannend? Warum sagt Ihr nicht einfach, was geschehen ist?«

Tankred stieß die angehaltene Luft aus. »Eine Dirne und zwei Wächter wurden vor dem Ostchor des Doms getötet.«

Noch bevor der Kaplan fortfuhr, dämmerte Lupold, was kommen würde. »Die Männer sollten den Eingang zur Apsis bewachen, hab ich recht?«

Tankred nickte. »Man hat ihnen die Kehlen durchgeschnitten und den Schlüssel abgenommen. Der Rest war ein Kinderspiel. Die Mörder konnten ungehindert ins Innere des Doms gelangen.«

»Sie haben den Domschatz geraubt?«

Erneut nickte der Kaplan.